

Historische Mitteilungen

Band 28 · 2016

Franz Steiner Verlag

Im Auftrage der Ranke-Gesellschaft
herausgegeben von

JÜRGEN ELVERT

BIRGIT ASCHMANN

MARKUS A. DENZEL

JAN KUSBER

JOACHIM SCHOLTYSECK

THOMAS STAMM-KUHLMANN



ranke
gesell
schaft
geschichte
weiter denken

Historische Mitteilungen · Band 28

Historische Mitteilungen

Band 28 (2016)

Der Erste Weltkrieg – Regionale Perspektiven



Franz Steiner Verlag

Historische Mitteilungen

Im Auftrag der *Ranke-Gesellschaft. Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben e.V.*

HERAUSGEGEBEN VON

Prof. Dr. Jürgen Elvert (*federführend*) / Prof. Dr. Birgit Aschmann /
Prof. Dr. Markus A. Denzel / Prof. Dr. Jan Kusber / Prof. Dr. Joachim Scholtyseck /
Prof. Dr. Thomas Stamm-Kuhlmann

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Winfried Baumgart / Prof. Dr. Ulrich Lappenküper /
Prof. Dr. Ursula Lehmkuhl / Prof. Dr. Bea Lundt / Prof. Dr. Christoph Marx /
Prof. Dr. Jutta Nowosadtko / Prof. Dr. Johannes Paulmann / Prof. Dr. Wolfram Pyta /
Prof. Dr. Wolfgang Schmale / Prof. Dr. Reinhard Zöllner

REDAKTION

Ingo Löppenberg, Universität zu Köln, Historisches Institut, Gronewaldstr. 2,
50931 Köln, E-Mail: iloepen@uni-koeln.de

www.steiner-verlag.de/HMRG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Druck: Laupp & Göbel, Gomarigen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISSN 0936-5796

ISBN 978-3-515-11396-0 (Print)

ISBN 978-3-515-11400-4 (E-Book)

INHALTSVERZEICHNIS

SCHWERPUNKT: DER ERSTE WELTKRIEG – REGIONALE PERSPEKTIVEN

<i>Sönke Neitzel</i> Der Erste Weltkrieg – Regionale Perspektiven im europäischen Kontext. Einführende Bemerkungen	7
<i>Michael Kißener</i> Das linksrheinische Deutschland im Ersten Weltkrieg. Vergleichende Beobachtungen im frontnahen Heimatgebiet	15
<i>Jan Kusber</i> Zwischen den Imperien. Baltische Erfahrungen in Weltkrieg und Revolution	30
<i>Catriona MacDonald</i> Scotland and the First World War. Identity, Nationhood and Legacy	44
<i>Anita Ziegerhofer</i> Der Erste Weltkrieg und die „Kriegsdienstleistungen“ der steirischen Frauen. Eine Spurensuche	59
<i>Richard Lein</i> Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg	74
<i>Elise Julien</i> Zwischen national und lokal. Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg in Frankreich	94
<i>Katharina Weigand</i> Kriegerdenkmäler in Bayern: die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg	114
<i>Thomas Weber</i> Hitler im Bayerischen Heer. Eine politisch-soziale Binnenperspektive seines Weltkriegsregiments 1914–1945	135

AUFsätze

<i>Wolfgang Schmale</i> Geschlechtergeschichte Europas – Ein ‚anderer‘ Blick auf die Geschichte Europas	145
<i>Christopher Treiblmayr</i> “The Einstein of Sex”. Cinematic experience, homosexual liberation movements and contrasting notions of “gay visibility” in Germany	162
<i>Udo Sonnenberger</i> Maritime Machtverschiebungen im Mittelmeer vom Ersten Weltkrieg bis heute	194
<i>James Stone</i> The One That Got Away. Bismarck’s Imperialism and the Case of the Caroline Islands 1885	209
<i>Peter Vries</i> What we do and do not know about the Great Divergence at the beginning of 2016	249

REZENSIONEN

<i>Stefan Gerber</i> Ernst Otto Bräuche/Volker Steck (Hrsg.): Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918; Klaus Schulte/Peter Sardoč: Eiserne Zeiten. Aachen – Eine Stadt im Ersten Weltkrieg	298
<i>Andreas Fülberth</i> Mark R. Hatlie: Riga at War, 1914–1919. War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis	302
<i>Angela Schwarz</i> Jerry White: Zeppelin Nights. London in the First World War	306
<i>Ingo Löppenber</i> Christoph Nübel: Durchhalten und Überleben an der Westfront. Raum und Körper im Ersten Weltkrieg	309

SCHWERPUNKT:
DER ERSTE WELTKRIEG – REGIONALE PERSPEKTIVEN

DER ERSTE WELTKRIEG – REGIONALE PERSPEKTIVEN IM
EUROPÄISCHEN KONTEXT.

Einführende Bemerkungen

Sönke Neitzel

So viel Erster Weltkrieg war nie. Das Interesse an diesem Ereignis war 2014 überwältigend – und zwar auf allen Ebenen. Nicht nur in den Medien, auch in Bildungs- und Forschungseinrichtungen wie Universitäten oder Schulen, in den Museen und nicht zuletzt in der Politik bis hinauf zum Bundespräsidenten. Es war eine sich selbst verstärkende Welle, die erst am Ende des Jahres abebbte.

Historiker können sicher froh über so viel öffentliche Aufmerksamkeit sein. Freilich ist danach zu fragen, was am Ende an neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen übrig bleibt. Christopher Clark legte mit seinem Bestseller „Sleepwalkers“¹ sicher die bedeutendste und vor allem die am meisten diskutierte Publikation vor, mit der er die alte Diskussion um den Ausbruch des Ersten Weltkrieges neu entfachte. Er verhalf dabei auch den Forschungsergebnissen etlicher jüngerer deutscher Historiker zu mehr Aufmerksamkeit. Die Debatte bot somit nicht nur alten Wein in neuen Schläuchen. Sie verhalf durch die dezidierte Ausweitung des Blicks auf die internationale Ebene zumindest dem deutschen Diskurs zu einer neuen Perspektive.² So wichtig und interessant ein frischer Blick auf den Kriegsausbruch war, so erfreulich ist es, dass es dabei nicht blieb und sich der Blick auch auf eine Vielzahl andere wichtige Themen richtete. Neben den globalen fanden nun erstmals auch die regionalen Perspektiven des Ersten Weltkrieges ein

- 1 Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe went to war in 1914*, London 2012, deutsch München 2013.
- 2 Vgl. hierzu den Literaturbericht von Sönke Neitzel, Der Erste Weltkrieg und keine Ende, in: *Historische Zeitschrift*, 301/2015, 121–148. Andere Akzente setzt Michael Epkenhans, Der Erste Weltkrieg – Jahrestagsgedenken, neue Forschungen und Debatten einhundert Jahre nach seinem Beginn, in: *VFZG* 63/2015 2, 135–165.

größeres Interesse.³ Und dies mit Recht. Denn unterhalb der Nationalstaaten gab es eine Vielzahl von unterschiedlichen sinnstiftenden Räumen, seien es Teilstaaten, Provinzen oder Landschaften, die für das differenzierte Verständnis des Ersten Weltkrieges von großer Bedeutung sind. Man denke hier nur an die Vielfalt des Deutschen Reiches: Politisch reicht der Bogen von den süddeutschen Staaten, in denen es 1914 de facto eine parlamentarische Monarchie gab, bis hin zu Mecklenburg, das noch nicht einmal eine Verfassung hatte.⁴ Aber es gab auch keine einheitliche Armee, keine *Bundeswehr*, wenn man so will. Es gab stattdessen eine preußische, eine bayerische, eine sächsische und eine württembergische Armee mit jeweils eigenen Traditionen. Gewiss unterstanden diese im Krieg alle der Obersten Heeresleitung und kämpften an der Front Seite an Seite. Obwohl die Truppen in den Kriegsjahren eine gewaltige Personalfluktuaton erlebten, bewahrten sie zumindest im Kern ihre landsmannschaftliche Geschlossenheit.⁵ Dies galt im Übrigen nicht nur für die drei Armeen der kleineren deutschen Königreiche. Die anderen Staaten stellten ihre Truppen zwar im Rahmen der preußischen Armee auf, wahrten aber durchaus ein gewisses Maß an regionaler Geschlossenheit und eigenem Brauchtum. Selbst ein Zwergstaat wie das Fürstentum Lippe, das gerade einmal 150.000 Einwohner zählte, stellte ein eigenes Bataillon. Nur die koloniale Schutztruppe und die kaiserliche Marine waren Verbände des Reiches, in denen die Männer aus allen Ecken Deutschlands zusammengewürfelt wurden. Auch die Streitkräfte der anderen Großmächte versuchten den landsmannschaftlichen Charakter ihrer Einheiten zu wahren. In Frankreich gelang dies aber nur in den ersten Jahren, dann verwischte die Zusammensetzung der Armee immer mehr, wie Elise Julien in ihrem Beitrag betont.

Zudem darf die Rolle der ethnischen Minderheiten nicht vergessen werden. Dies trifft in erster Linie natürlich auf Österreich-Ungarn und Russland zu. Aber auch für rund acht Prozent der Einwohner des Deutschen Reiches war Deutsch nicht die Muttersprache. Die größte Minderheit waren die drei Millionen Polen, 211.000 Menschen sprachen Französisch, 142.000 Masurisch, 141.000 Dänisch, 106.000 Litauisch. Im Ruhrgebiet war fast ein Drittel der dort lebenden Bergarbeiterschaft polnischsprachig. Es gab im Deutschen Reich also sehr explizite regi-

3 Aus der Vielzahl der Publikationen über Deutschland sei hier nur stellvertretend genannt: Maren Ballerstedt (Hg.), *Magdeburg im Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918: eine Großstadt an der Heimatfront*, Halle (Saale) 2014; Michael Hermann / Paul Wessels (Hgg.), *Ostfriesland im Ersten Weltkrieg*, Aurich 2014; Tayfun Belgin / Ralf Blank / Birgit Schulte (Hgg.), *Waltenbrand. Hagen 1914*, Essen 2014; Christian Steinhagen, *Münster 1914–1918. Eine Stadt im Krieg*, Münster 2014; Antje Strahl, *Das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin im Ersten Weltkrieg: von der Friedens- zur Kriegswirtschaft*, Köln [u. a.] 2015.

4 Vgl. hierzu die luzide Analyse des Deutschen Reiches von Frank-Lothar Kroll, *Geburt der Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur vor dem Ersten Weltkrieg*, Berlin 2013.

5 Vgl. Christian Stachelbeck, *Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915 bis 1918*, Paderborn 2010, 35. Zur landsmannschaftlichen Zusammensetzung z. B. der 1. Bayerischen Reserve-Division und dem begrenzten politischen Horizont der Mannschaften vgl. BayHSta / Abt. IV, AOK 6 vorl. Nr. 449, I No 3842/110geh. v. 10.5.17.

onale Identitäten und Traditionen, die sich nicht nur in der Zivilgesellschaft, sondern auch im Militär spiegelten.

Die 25 deutschen Bundesstaaten und ihre Provinzen waren in teilweise sehr unterschiedlicher Weise in den Krieg involviert. Die Erfahrungen der Bevölkerung wiesen somit erhebliche Unterschiede auf. Am offensichtlichsten war dies für Ostpreußen und Teile des Oberelsass. So wurde die Bevölkerung Mühlhausens bei den hin- und herwogenden Kämpfen im August 1914 von beiden Seiten schlecht behandelt, da die Elsässer als unzuverlässige Kantonisten galten. Französische Stellen ordneten zudem die Gefangennahme aller Deutschen in öffentlichen Ämtern und die zwangsweise Deportation von 8.000 Männern sowie von 3.000 Frauen und Kindern an. Noch stärker war Ostpreußen vom Krieg betroffen. Bis Februar 1915 waren Teile der Region von russischen Truppen besetzt. Die Ermordung von 1.491 deutschen Zivilisten und die Zerstörung oder Beschädigung von rund 100.000 Häusern weist angesichts des ländlich geprägten Ostpreußens auf einen erheblichen Umfang irregulärer Gewalt hin. Im November 1914 deportierte die zaristische Armee – die Masse der Bevölkerung war mittlerweile geflohen – 13.000 deutsche Zivilisten ins Innere Russlands. Mehr als 4.000 kamen dabei zu Tode. Angesichts des Massensterbens an den Fronten erscheint die russische Besetzung von Teilen Ostpreußens auf den ersten Blick dennoch nur wie eine Fußnote der Weltkriegsgeschichte. Alexander Watson hat unlängst aber darauf hingewiesen, dass die psychologischen Folgen der Besetzung enorm gewesen sind – und zwar nicht nur für die ostpreußische Bevölkerung selber. Schon bei der ersten russischen Besetzung im Sommer 1914 flohen 800.000 Zivilisten nach Westen, mehr als ein Drittel der ostpreußischen Bevölkerung. Im Herbst folgten nochmals mehr als 150.000. Sie verteilten sich über ganz Preußen und verbreiteten die Angst vor den Folgen einer Invasion feindlicher Truppen über weite Teile des Reiches. So verstärkten sie das bei vielen Deutschen ohnehin vorhandene Gefühl, in einer Art belagerter Festung einem Kampf auf Leben und Tod ausgeliefert zu sein.⁶

Aber auch die linksrheinischen Gebiete Deutschlands waren durch die Nähe zur Westfront stärker vom Krieg betroffen als Regionen im Inneren des Reiches, wie Michael Kißener in seinem Beitrag herausarbeitet. Truppen- und Verwundetentransporte, die allgegenwärtigen Lazarette, die Einquartierung von Gefangenen und nicht zuletzt die Luftangriffe vermittelten ein zumindest mittelbares Bild des Krieges. Aber auch jenseits der Grenzen hatte der Krieg ganz unterschiedliche Folgen für Städte, Gemeinden und Regionen. In landwirtschaftlich geprägten Gebieten veränderte sich das Wirtschaftsleben weniger als in Städten wie Hamburg, wo der Seehandel fast vollständig zum Erliegen kam. Auch Kurstädte waren vom Krieg in besonderem Maße betroffen. In Wiesbaden war die lokale Wirtschaft ganz auf das Kurgeschäft mit dem europäischen Hochadel ausgerichtet, das praktisch über Nacht zusammenbrach. Die Stadt hat sich erst nach dem Zweiten Welt-

6 Vgl. Alexander Watson, *Ring of Steel. Germany and Austria-Hungary, 1914–1918*, London 2014, 180f.

krieg von diesem Zusammenbruch erholt und eine neue Wirtschaftsstruktur aufbauen können.⁷

Die Ernährungssituation war zudem regional denkbar unterschiedlich. Natürlich gab es überall eine Mangelwirtschaft und einen strukturellen Gegensatz von Stadt und Land. Und doch sind einige Kommunen wesentlich besser durch den Krieg gekommen als andere. In Wiesbaden gab es – anders als etwa in Hagen – erst im Sommer 1917 einen merklichen Anstieg der Sterblichkeit.⁸ Zweifellos ist eine der dringendsten Aufgaben der Landes- und Regionalgeschichte, die Folgen der Blockade und der Mangelernährung in einer vergleichenden Perspektive aufzuarbeiten. Noch wissen wir über die konkreten Auswirkungen viel zu wenig.

Zudem darf der Erste Weltkrieg nicht auf die männliche Perspektive reduziert werden. Frauen erlebten einen ganz anderen Krieg als die Männer, wie Anita Ziegerhofer am Beispiel bürgerlicher und sozialdemokratischer Frauen in der Steiermark verdeutlicht. Dabei geriet zwischen 1914/18 in den einzelnen Ländern und Regionen die Stellung der Frau in der Gesellschaft in unterschiedlichem Ausmaß ins Wanken, freilich ohne zur Emanzipation der Frauen zu führen. In der von Männern dominierten Erinnerung an den Krieg spielte die weibliche Dimension daher auch lange Zeit keine Rolle.

Die Frage ist nun, wie sich auf der Grundlage regionaler Strukturen und Traditionen sowie z. T. erheblich unterschiedlicher Kriegserlebnisse auch unterschiedliche Deutungen des Krieges feststellen lassen: Am besten ist dies für die Kriegsbegeisterung im Sommer 1914 („Augusterlebnis“) untersucht. In Studien aus den 1990er Jahren wurde deutlich, dass man von *dem* Augusterlebnis *des* deutschen Volkes sicher nicht reden kann, sondern dass die Phase der Kriegsaufregung im Juli 1914 und die Phase des Auszugs der Truppen und der ersten Erfolgsmeldungen im August 1914 sehr unterschiedlich empfunden wurden. Die Begeisterungstürme waren vor allem eine Angelegenheit des Bürgertums in den größeren Städten – und dies vor allem im Juli. Die Freude über den Auszug der Truppen und die realen oder vermeintlichen deutschen Erfolge war zwar weit verbreitet, aber auch hier reagierten Menschen in den Grenzregionen oder ländlichen Gebieten zurückhaltender.⁹ Die Frage ist allerdings, wie weit diese unterschiedlichen Deutungen des Krieges trugen: Gab es auch regionale Spezifika bei den Kriegszieldiskussionen oder ganz allgemein bei der Deutung der alltäglichen Erlebnisse im Krieg? War das in Berlin anders als in München oder Breslau, in der bayerischen Pfalz anders als in Pommern oder Mittelfranken? Und wie verhielt es sich mit den zehn Millionen Soldaten an der Front? War es in der Hölle des Stellungskrieges und des nicht minder verlustreichen Kampfes an der Ostfront nicht vollkommen gleichgültig, ob man Bayer, Preuße oder Sachse war? Zählte nicht nur das „Wir gegen die“? Ebnete die Hölle des Krieges nicht alle Identitäten ein?

7 Hendrik Schmehl bereitet an der Universität Potsdam zu Wiesbaden im Ersten Weltkrieg eine Dissertation vor.

8 Hierzu demnächst Schmehl, *Wiesbaden*.

9 Vgl. Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges*, München 2014, 127–146.

Liest man die Tagebücher und Briefe von Sachsen, Preußen und Bayern und vergleicht sie mit jenen von Indern, Kanadiern, Australiern, Amerikanern oder Senegalesen, dann verblüfft das Ausmaß der Ähnlichkeiten, das Ausmaß der Überschneidungen. Wüsste man über den Schreiber nicht schon aufgrund seiner Sprache von vornherein Bescheid, es wäre manchmal schwierig, seine Nationalität, geschweige denn seine regionale Herkunft zu erkennen. Hüben wie drüben dominierten die Notizen über das alltägliche Töten und Sterben alles, dominierten die Hoffnungen auf ein Ende dieser Hölle, dominierten Gespräche über das Wetter, das Essen, den nächsten Urlaub; die Freude über eine Siegesmeldung oder einen abgeschlagenen feindlichen Angriff. Der Weihnachtsfrieden von 1914¹⁰ deutet bereits an, wie sehr sich die gegnerischen Soldaten ohne jeden Hass begegnen konnten und wie sehr in Momenten der Not „nur Mensch neben Mensch lag“, wie der Regimentsarzt Alfred Bauer 1914 in sein Tagebuch schrieb.¹¹ Man könnte also meinen, dass sich die Unterschiede zwischen den gegnerischen Soldaten aufzulösen begannen. Doch der Stellungskrieg war kein *melting pot* der *identities*. Die Männer waren nicht alle gleich, verloren nicht ihre nationale, ja noch nicht einmal ihre regionale Identität. Sie blieben Bayern, Schotten, Sikhs. Die Soldaten kamen aus sehr unterschiedlichen Gesellschaften und kehrten – so sie die Kämpfe überlebten – in diese zurück. Selbst wenn also ihre Erlebnisse sehr ähnlich waren – der Referenzrahmen, vor dem solche Erlebnisse gedeutet und zu Erfahrungen verarbeitet wurden, war nicht der gleiche. Und selbst im Dreck der Schützengräben waren die Männer zu unterscheiden: Ihr Dialekt, ihre Uniformen, ihre Orden wiesen stets auf ihre Herkunft hin. So verwundert es nicht, dass in den Briefen und Tagebüchern deutscher Soldaten die regionale Identität immer noch spürbar ist. Der sächsische Kriegsfreiwillige Georg Schleske berichtete stolz vom Frontbesuch des sächsischen Königs und schreibt in seinem Tagebuch nicht etwa von deutschen Soldaten, sondern von Schwaben, Hannoveranern und Preußen.¹² Auch der Gegner war bei ihm nicht einfach eine große anonyme Masse, sondern er hebt etwa „Senegalneger“, Kanadier und Schotten hervor, vom ihm als Hochländer bezeichnet, da er ihre Toten an der Uniform deutlich erkennen konnte.¹³ Freilich trugen nicht alle schottischen Soldaten Kilts. Von allen schottischen Einheiten betonte die 51st Highland Division ihre regionale Identität am intensivsten, wie Catriona Macdonald festhält. Im Ersten Weltkrieg ließen es sich Highland-Einheiten nicht nehmen, mit ihren Dudelsack-Spielern in die Schlacht zu ziehen. Dieser Anachronismus kostete rund 1.000 Pipern das Leben, soll sich aber mehrfach positiv auf die Moral der schottischen Soldaten ausgewirkt haben.

Ähnlich bizarre Sitten und Gebräuche gab es auf deutscher Seite zwar nicht. Thomas Weber zeigt in seinem Beitrag über das 16. Bayerische Reserveinfanterie-

10 Vgl. Malcolm Brown / Shirley Seaton, *Christmas Truce. The Western Front December 1914*, London 1999.

11 Tagebuch Dr. med. Alfred Bauer 16.9.1914 (Privatbesitz).

12 Kriegstagebuch von Georg Schleske (1896–1968), 15. Königlich Sächsisches Infanterieregiment 181, 10, 25f. (Privatbesitz).

13 Ebd., 24–29, 32.

regiment aber, dass die Soldaten neben einer bayerischen eine außerordentlich starke lokale Verwurzelung aufwiesen. In vielen Fällen scheint ein Nationalbewusstsein kaum ausgeprägt gewesen zu sein. Der Frust über den Alltag des Stellungskrieges führte dann rasch dazu, *den* Preußen die Schuld an allem Übel zuzuschreiben. Die Kriegserfahrung scheint den bayerischen Partikularismus mindestens konsolidiert zu haben und dies hatte – wenn man an die politische Rolle der BVP denkt – dann auch weitreichende politische Folgen etwa für die Reichspräsidentenwahl von 1925. In summa mag die kulturelle Eigenständigkeit der Schotten noch ausgeprägter gewesen sein als jene der Bayern. Freilich war das Verhältnis von *Scottishness* zur *Britishness* komplex und keineswegs nur auf eine möglichst große Unabhängigkeit Edinburghs ausgerichtet. Denn so sehr der Krieg die schottische Identität auf kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiet verstärkte, so wenig führte er zu einer kraftvollen politischen Unabhängigkeitsbewegung. Die National Party of Scotland, dem Vorläufer der heutigen SNP, bildete sich überhaupt erst 1928, wie Catriona Macdonald herausstreicht.

Während im Fall Bayerns oder Schottlands eigene Identitäten sicher eine besonders große Rolle spielten, wird man dies nicht von allen Landesteilen Großbritanniens oder des Deutschen Reiches in gleichem Maße sagen können. Vom Fürstentum Lippe und dem vom ihm gestellten Bataillon ist dies wohl kaum anzunehmen, ebenso von den rheinhessischen Regimentern des Großherzogtums Darmstadt. Untersuchungen über die regionalen Identitäten der kleineren deutschen Bundesstaaten oder gar innerhalb Preußens während des Ersten Weltkrieges fehlen bislang.

Zudem stellt sich die Frage, ob regionale Identitäten nicht nur die Selbstwahrnehmungen und Deutungskulturen, sondern auch das Verhalten der Soldaten beeinflussten. Haben Sachsen anders gekämpft als Preußen und die wiederum anders als Bayern? Seriöse Nachweise lassen sich dazu nicht erbringen, aber die zeitgenössischen Quellen sind voll von Schuldzuweisungen und Stereotypen. Elise Julien betont in ihrem Beitrag etwa, dass die Soldaten aus Südfrankreich im Allgemeinen und aus der Provence im Besonderen dem Vorwurf ausgesetzt waren, feige zu sein. Sie mussten schon früh als Sündenböcke für die Fehlschläge an der Front hinhalten. Ähnliche Vorwürfe gab es seit 1915 in Österreich-Ungarn gegen die Tschechen. Der Zusammenbruch tschechischer Regimenter wurde von den k.u.k. Militärbehörden immer mit der vermeintlichen „panslawistischen Verhetzung“ begründet, wie Richard Lein aufzuzeigen weiß. Freilich haben deren Soldaten nicht besser und nicht schlechter gekämpft als die anderer Nationalitäten der Donaumonarchie. Die Niederlagen tschechischer Einheiten hatten ihren Grund nicht in der Illoyalität der Soldaten, sondern lagen vielmehr an ganz handfesten militärischen Problemen wie mangelnder Kampferfahrung oder schlechter Ausrüstung, wie sie in vielen k.u.k. Regimentern zu finden waren. Die Mär von den unwilligen tschechischen Soldaten hält sich freilich bis heute, weil sie zu gut in den tschechischen wie den deutsch-österreichischen Nachkriegsdiskurs passte und weil sich niemand die Mühe machte, die Vorwürfe anhand der Archivquellen zu überprüfen.

Regionale Zuschreibungen gab es auch bei der Ausübung von irregulärer Gewalt. So schrieb der Bataillonsarzt Lorenz Treplin aus dem preußischen Infanterieregiment 78 am 5. Oktober 1914 an seine Frau, dass eine bayerische Einheit von hundert gefangenen „Turcos“ siebzig umgebracht habe und meinte dazu lakonisch: „Ganz so grob wie die Baiern sind ja nicht alle.“¹⁴ In der Tat findet man immer wieder Belege in den Quellen, dass bayerische Einheiten besonders brutal vorgegangen sind, etwa bei den Kämpfen auf der Krim im Frühjahr 1918.¹⁵ Das mit Abstand größte deutsche Kriegsverbrechen im Osten begangen freilich Einheiten der 52. Württembergischen Landwehrbrigade.¹⁶ Die Frage, ob es regional oder zumindest national spezifische Gewaltkulturen gab, ist bislang für den Ersten Weltkrieg nicht beantwortet worden. Alan Kramer vertritt die These, dass die Gräueltaten deutscher Einheiten in Belgien mit einem anti-katholischen Reflex zu erklären seien und man dafür in besonderem Maße protestantische preußische Einheiten verantwortlich machen könne.¹⁷ Einzelfälle dieser Art mag es gegeben haben, doch insgesamt scheint es weder zwischen protestantischen oder katholischen noch zwischen preußischen oder bayerischen Einheiten große Unterschiede in der Gewaltanwendung gegeben zu haben. Die deutschen Verbrechen in Belgien sind lassen sich vor allem situativ erklären.

Regionale Identitäten entfalteten ihre größte Wirkung wahrscheinlich im kulturellen Raum. Catriona Macdonald verdeutlicht in ihrem Beitrag, dass Schottland eine eigene Kriegsliteratur und später dann eine spezifischen Narrativen folgende Erinnerung hervorbrachte. Letztere ist vor allem im nationalen Rahmen untersucht worden. Doch war in der retrospektiven Auseinandersetzung mit dem Krieg die Nation überhaupt der entscheidende Referenzpunkt – oder gab es nicht auch regional spezifische Formen, in Baden anders als in Mecklenburg, in der Bretagne anders als in der Corrèze? Katharina Weigand kann für den Fall Bayern nachweisen, dass es Unterschiede in der Erinnerungskultur selbst innerhalb des Freistaates gab. So sind im rechtsrheinischen Bayern weit weniger Bezüge zum Referenzpunkt „Deutschland“ nachzuweisen als in der linksrheinischen bayerischen Pfalz. Ähnlich wie im Deutschen Reich gab es in Frankreich überwölbende nationale Erzählungen, aber eben auch große regionale Besonderheiten. Elise Julien verweist hier insbesondere auf die Bretagne, das Elsass, den Süden Frankreichs oder auch Korsika.

14 Heilwig Gudehus-Schomerus / Marie-Luise Recker / Marcus Riverein (Hgg.), „Einmal muß doch das wirkliche Leben wieder kommen.“ *Die Kriegsbriefe von Anna und Lorenz Treplin 1914*, Paderborn [u. a.] 2010, 103.

15 Vgl. Wolfram Dornik / Peter Lieb, Die militärischen Operationen, in: Wolfram Dornik [u. a.] (Hgg.), *Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917–1921*, Graz 2011, 216–221.

16 Truppen der Bolschewiki landeten am 11. Juni 1918 im Rücken der deutschen Front bei Taganrog und wurden wieder zurückgeschlagen. Dabei machte die 52. Württembergische Landwehrbrigade keine Gefangenen und hat offenbar mehrere Tausend Männer exekutiert. Ebd., 221–225.

17 Vgl. John Horne / Alan Kramer, *German Atrocities, 1914. A History of Denial*, New Haven 2001, 106. Siehe dazu auch den Beitrag von Thomas Weber in diesem Heft.

In den Vielvölkerreichen Österreich-Ungarn und Russland waren die Dinge natürlich noch um ein Vielfaches komplexer. Hier kann man oft noch nicht einmal auf lokaler Ebene einen gemeinsamen Nenner in Erlebnis und Erinnerung benennen. Jan Kusber erklärt am Beispiel Rigas, dass Deutsche, Letten, Russen, Juden, Polen und Litauer in der lettischen Hauptstadt die wechselvollen Ereignisse in Kriegs- und Nachkriegszeit ganz anders erlebten und sich hieraus denkbar unterschiedliche Narrative entwickelten. Eine regionaler *footprint* bildete sich hier allenfalls für die einzelnen Volksgruppen heraus.

Die vorliegenden acht Beiträge verweisen auf die Vielschichtigkeit regionaler Erlebnisse, Erfahrungen und Deutungen des Ersten Weltkrieges. Sie zeigen, wie komplex der Große Krieg gewesen ist und dass wir nicht umhinkommen, dem Großen im Kleinen nachzuspüren, wenn wir die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts verstehen wollen. Es handelt sich um die überarbeiteten Beiträge einer Tagung die vom 11. bis 13. Juni 2014 in einer Zusammenarbeit der London School of Economics and Political Science (LSE), der Universität Mainz, der Landeszentrale für politische Bildung und der Staatskanzlei Rheinland-Pfalz organisiert und veranstaltet wurde.

Prof. Dr. Sönke Neitzel, Potsdam

DAS LINKSRHEINISCHE DEUTSCHLAND IM ERSTEN WELTKRIEG

Vergleichende Beobachtungen im frontnahen Heimatgebiet

Michael Kißener

Abstract: Im linksrheinischen Deutschland war der Erste Weltkrieg sehr nahe. Der Beitrag untersucht anhand von vier Bereichen, inwiefern daraus eine spezifische Kriegserfahrung erwuchs. Mit Blick auf die geostrategische Lage zeigt sich, dass angesichts erwarteter französischer Vorstöße Festungsanlagen ausgebaut wurden. Bei Kriegsbeginn starteten große Bauprogramme. Dies machte deutlich, dass die Heimat zum Kampfschauplatz werden konnte und stellt eine frühe Kriegserfahrung dieses Raumes dar. Aufgrund der Frontnähe wuchsen dem Raum rasch Funktionen bei der Versorgung der Verwundeten zu. Von 242 Schulsälen etwa, die es in Mainz gab, wurden 143 zu Lazarettzwecken genutzt. Das Leiden und der Blutzoll des Krieges waren im linksrheinischen Gebiet folglich sehr präsent. Spezifika zeichneten sich auch beim Thema Kriegsgefangene ab. Quellen deuten darauf hin, dass insbesondere französische Gefangene im linksrheinischen Gebiet nicht selten Hilfsbereitschaft erfuhren. Eine sich verschlechternde Versorgungslage bestimmte jedoch auch deren Lebensrealität. Als besondere Erfahrung des Raumes können ferner Luftangriffe gelten. Diese neuartige Bedrohung ließ in grenznahen Gebieten *emotional communities* von Menschen entstehen, die sich den Kriegseinwirkungen im Heimatgebiet ausgesetzt sahen.

Der Erste Weltkrieg war im linksrheinischen Deutschland, weit im Westen, 1914–1918 sehr nahe. Vielfach haben Zeitzeugen berichtet, dass der Geschützdonner von der Westfront bei besonderen Wetterlagen in der Pfalz, im Hunsrück oder in Rheinhessen sogar hörbar gewesen sei. Lässt sich aus der geographischen Lage des Raumes und solcher Eindrücke eine spezifische oder zumindest regional akzentuierte Kriegserfahrung an der linksrheinischen *Heimatfront* ableiten? Dieser bislang kaum beachteten Frage soll im Folgenden nachgegangen werden.

Dazu sollen in einem schlaglichtartigen Problemaufriss vier Themenbereiche beleuchtet werden, die für die Beantwortung der Frage relevant sein dürften, ohne freilich damit einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben: a) die geostrategische Lage des Raumes, b) das Militärsanitätswesen, c) das Kriegsgefangenenwesen und d) der Luftkrieg.

A) Die militärstrategische Situation

Gut bekannt ist, dass die deutsche Strategie für den Westfeldzug 1914 auf den schon älteren Planungen des Generalstabchefs Alfred Graf von Schlieffen aufbaute, der mit einer starken rechten Flügelarmee eine große Umfangsschlacht schlagen und

so Frankreich besiegen wollte, bevor er sich dann der Gefahr aus dem Osten zuzuwenden gedachte.¹ Weniger bekannt ist, dass diese Strategie schon länger zu Debatten im deutschen Generalstab geführt hatte, die um die dadurch bedingte Gefährdung des nur schwach geschützten linksrheinischen deutschen Raumes durch französische Vorstöße kreisten. Die deutschen Militärs hatten für dieses Bedrohungsszenario eine geradezu klassische Antwort: Der Rhein als natürliches Hindernis und militärische Festungen, die den Gegner auch unter Preisgabe von Gelände im linksrheinischen Gebiet aufhalten sollten, bis die Hauptstreitkräfte den Gegner niedergewungen hatten.

Deshalb wurden die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in diesem Raum schon angelegten oder, wie im Falle Germersheims, ab 1834 neu gebauten Festungen auch noch an der Wende zum 20. Jahrhundert erhalten, ja weiter ausgebaut, obwohl die moderne Geschütztechnik und neue Munition bekanntermaßen die alten Festungsmauern mühelos durchschlagen und damit eigentlich wertlos machen konnte. Als zentral wurde dabei in einer geheimen Denkschrift des Ingenieur-Komitees des bayerischen Generalstabes, in die auch die Besprechungen mit den preußischen Militärs eingeflossen waren, bereits 1911 die Festung Mainz eingestuft. Der Chef des Generalstabes bezeichnete sie als „von hoher Bedeutung“,

„Widerstandskraft und Armierung müssten zur Abwehr eines mit den Mitteln des französischen Feldheeres geführten Angriffes auch ohne Unterstützung des Feldheeres genügen.“

Ja, Mainz solle das

„Hauptbollwerk des Widerstandes gegen eine zwischen Strassburg und Metz hindurch vorgehende französische Armee bilden und als vornehmster Stützpunkt unserer auf den Rhein zurückgeworfenen Westarmee dienen.“

Auf die Festung Germersheim glaubte auch der preußische Generalstab als „einzig geschützten Rheinübergang zwischen Straßburg und Mainz“ nicht verzichten zu können und verlangte deren Ausbau mit einem „Gürtel vollwertiger sturmfreier Nahkampfstützpunkte.“ Zwischen 1906 und 1909 wurden hier deshalb bereits 1.100.000 Mark vom bayerischen Staat für den Ausbau der Festung investiert. Und auch der alten Großfestung Koblenz kam eine wichtige Rolle zu. Zu ihr hieß es in der Denkschrift: „Die Festung soll die bei der Stadt gelegenen Mosel- und Rheinbrücken dem Feinde sperren.“²

Als nun der Krieg im August 1914 begann, war das geplante Bauprogramm noch längst nicht vollendet, deshalb erfolgte an den Festungsstandorten nicht nur

1 Vgl. zusammenfassend Sönke Neitzel, *Weltkrieg und Revolution. 1914–1918/19*, Berlin 2008, 32ff. sowie Hans Ehlert / Michael Epkenhans / Gerhard P. Groß (Hgg.), *Der Schlieffenplan. Analysen und Dokumente*, Paderborn [u. a.] 2006.

2 Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHSTA) München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 4605/2, Denkschrift „Die Entwicklung des deutschen Festungswesens seit 1870“, 41, 42, 244, 293, 344, 347. Diese Planungssituation wird bestätigt durch die Erinnerungen des Generalinspektors der Festungen Colmar Freiherr von der Goltz: Friedrich Freiherr von der Goltz / Wolfgang Foerster (Hgg.), *Denkwürdigkeiten*, Berlin 1932, 212.

die erwartbare Armierung, sondern es lief nun in größter Eile ein umfängliches, den Anforderungen des modernen Krieges entsprechendes großes Bauprogramm ab: Ca. 30.000 Arbeiter schufen bis Mitte 1915 die Festung Mainz und die vorgelagerten Selztalstellungen gleichsam neu in moderner Stahlbetonbauweise, die den französischen Geschützen zu widerstehen vermochten. In Germersheim waren es rund 10.000 Arbeiter, die in einem Dreißig-Kilometer-Radius um die Festungsstadt ganz ähnliche Bauten errichteten, Koblenz bekam immerhin rund zwei Dutzend neuer stahlbetonierter Kampfstände.³

Diese immensen Ausbauarbeiten stellen gewiss eine spezifische Kriegserfahrung dieses Gebietes ganz zu Beginn des Krieges dar, die, was noch zu untersuchen wäre, allenfalls mit anderen Grenzgebieten mit Festungen im Norden oder Osten vergleichbar ist. Es ist zu vermuten, dass die dadurch vor Augen geführte Bedrohung, die reale Gefahr, dass dieses Heimatgebiet zum Kampfschauplatz werden könnte, die altbekannten Ängste der Menschen dieses Grenzraumes vor den schlimmen Folgen von Krieg wiederbelebt und zu verhaltenen Reaktionen auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges geführt haben. In den Festungsstädten wurde, wenn auch nicht überall überschwänglich, gejubelt, womöglich wegen der militärischen Präsenz. In Worms dagegen wusste die Zeitung schon am 1. und 2. August 1914 von verschwindender Heiterkeit in der Bevölkerung zu berichten und der Oberbürgermeister Heinrich Köhler sprach von einer „furchtbar ernsten Zeit“, die über die Menschen „hereingebrochen“ sei.⁴ Im rheinhessischen Kreisstädtchen Alzey vermerkte ein Chronist, die Menschen blickten gebannt auf den westlichen Kriegsschauplatz, weil dieser „ihnen aus der Vergangenheit bekannter [sei], auch fürchten sie mehr die Gefahren, die von dieser Seite kommen könnten.“⁵ Im wenige Kilometer entfernten Appenheim hielt der örtliche Pfarrer in seiner Kriegschronik fest, dass dort von Kriegsbegeisterung nichts zu spüren gewesen sei. Vielmehr habe überall „das Gefühl, als sei ein großes Unglück geschehen“ vorgeherrscht, das „eine Art starren Schreckens allen einflößte.“⁶ Auch in der Garnisonsstadt Darmstadt, rechtsrheinisch unweit des erwarteten Kampftraumes in Rheinhessen gelegen, war

3 Vgl. Otto Klippel, Germersheim, in: Hans-Rudolf Neumann (Hg.), *Historische Festungen im Südwesten der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1995, 16–23, hier 23; Thomas Probst, Die Garnison Germersheim, in: Michael Kißener (Hg.), *Germersheim im 20. Jahrhundert. Wege einer Festungsstadt in die Mitte Europas*, Ubstadt-Weiher [u. a.] 2008, 355–386, hier 361–365; Rudolf Büllsbach / Hiltrud Hollich / Elke Tautenhahn, *Bollwerk Mainz. Die Selztalstellung in Rheinhessen*, München 2013, 110ff.; Rüdiger Wischemann, *Die Festung Koblenz*, Koblenz 1978, 46, 154. Zu den Koblenzer Ausbauten vgl. Bundesarchiv (BA), Abteilung Militärarchiv Freiburg, PH 3, Nr. 761, Kommandantur Coblenz und Ehrenbreitstein an Stellv. Generalkommando VIII. Armeekorps, 12. November 1915.

4 Daniel Nagel, „Wir haben den Krieg nicht gewollt“. Julikrise und Augusterlebnis 1914 in der Berichterstattung der Wormser Presse, in: Gerold Bönnes (Hg.), *„Eine furchtbar ernste Zeit ...“ Worms, die Region und der „Große Krieg“ 1914 bis 1918*, Worms 2014, 134–157, hier 151.

5 Hans Bumann, *Kriegstagebuch der Stadt Alzey*, Alzey o.J., 29.

6 Vgl. Gunter Mahlerwein, Das Dorf als Heimatfront. Rheinheissische Landgemeinden im Ersten Weltkrieg, in: Bönnes, *„Eine furchtbar ernste Zeit ...“*, 408–423, hier 410f.

die Kriegsbegeisterung ebenfalls sehr begrenzt.⁷ Ähnlich besorgt war die Stimmung z. B. in Landau und in Pirmasens.⁸

B) Das Militärsanitätswesen

Diejenigen, die skeptisch waren, konnten sich jedenfalls hier, so nahe am Kriegsschauplatz, recht bald von der Richtigkeit ihrer Einschätzung überzeugen.

Die modernen Waffen, vor allem das Maschinengewehr und die Artillerie, löschten in Sekunden hunderte von Menschenleben aus und riefen schwerste Verwundungen hervor, die wegen des oft zerfetzten Gewebes und starker Verunreinigungen der Wunden schwer oder gar nicht heilten. Das konnte man schon vor 1914 wissen und hatte in gewissem Maße dafür Vorkehrungen getroffen.⁹ Doch was sich jetzt einstellte, das war so nicht erwartet worden und überforderte in den ersten Wochen die sanitätsärztliche Versorgung der Truppe.¹⁰ Der eigentlich geplante Ablauf, der die Verwundeten vom Verbandsplatz der Truppe in das Feldlazarett, von dort in das Etappenlazarett und dann in die Heimat bringen sollte, war bei dem massenhaften Anfall von Verwundeten und der anfänglichen Vorwärtsbewegung der Truppe zunächst gar nicht einzuhalten. Schon in einem internen Schriftverkehr im Berliner Kriegsministerium vom 3. Oktober 1914 wurden ganz offen die teilweise chaotischen Zustände im Militärsanitätswesen insbesondere nach den großen Schlachten in den Anfangswochen angesprochen. Zügel- und regellos hätten die Verwundeten versucht, so sie nur irgend konnten, sich selbst zu helfen und einen der wenigen Plätze in den Verwundetentransporten Richtung Heimat zu ergattern. „Die zahllosen in Eile zusammengestellten und deshalb mangelhaften Eisenbahnzüge mit ihren ungesicherten Verwundeten rufen in der Heimat lebhaftige Anklagen hervor“ – gab man unumwunden zu.¹¹ Dieser kühlen Situationsbeschreibung entspricht ein bisweilen drastischer Erlebnisbericht zweier hessisch-darmstädtischer

7 Vgl. Michael Stöcker, *Augusterlebnis 1914 in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit*, Darmstadt 1994.

8 Heinrich Thalmann, *Die Pfalz im Ersten Weltkrieg*, Kaiserslautern 1990, 296.

9 Zusammenfassend: Wolfgang U. Eckart, *Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924*, Paderborn [u. a.] 2014, 75f.

10 Zur Kriegsrankenpflege im Ersten Weltkrieg allgemein vgl. Astrid Stölzle, *Kriegsrankenpflege im Ersten Weltkrieg. Das Pflegepersonal der freiwilligen Krankenpflege in den Etappen des Deutschen Kaiserreichs*, Stuttgart 2013 und mit regionalem Bezug: Jochen Braselmann, Die militärische und freiwillige Krankenpflege im Ersten Weltkrieg 1914–1918 unter besonderer Berücksichtigung des pfälzischen Heimatgebietes, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 107/2009*, 341–388.

11 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 13782, Kriegsministerium Medizinalabteilung Berlin, 3. Oktober 1914, MKr Nr. 10486; Artikel „Verwundeten-Pflege im Kriege – Eine Anregung. Von einem an der Front wirkenden Arzte“, aus der München-Augsburger Abendzeitung Nr. 258, 16. September 1914. Selbst der offizielle Sanitätsbericht über das Deutsche Heer im Weltkrieg beschönigte diese schlimmen Zustände nicht. Vgl. Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums (Bearb.), *Sanitätsbericht über das Deutsche Heer*

Sanitäter, die auf dem Vereinslazarettzug „Großherzogin von Hessen“ Dienst taten. Mit diesem maximal 30 km/h fahrenden Zug wurden Verwundete bis ins Heimatgebiet gebracht; Verwundete, deren Wunden seit Tagen nicht versorgt worden waren und in denen sich schon Ungeziefer verbreitete; Verwundete, die Tag und Nacht vor Schmerzen schrien und in schlechtestem Hygiene- und Gesundheitszustand die Heimat erreichten.¹² Auch der Versuch, das Transportproblem auf dem Wasserweg über den in diesem Raum geographisch so günstig gelegenen Rhein mit Lastkähnen, die zu Lazarett Schiffen umgebaut wurden, zu lösen, scheiterte an der Langsamkeit dieses Transportmittels.¹³

Eine erste Lösung des Problems bestand darin, die Verwundetenzüge mit dem Erreichen des Heimatgebietes möglichst bald in die frontnahen Lazarette, also im linksrheinischen Gebiet, zu entleeren, auf jeden Fall aber die Schwerstverwundeten, die gar nicht mehr transportfähig waren, hier zu versorgen.¹⁴ Schon im September 1914 wurden die Stellvertretenden Korpsärzte der Grenzliniengebiete angewiesen, hinreichend viele und gut ausgestattete Lagerstellen für Verwundete vorzuhalten,

„damit die Verwundeten erkennen sollten, daß ihnen im Heimatgebiet noch erhöhte Fürsorge zuteil werde, als ihnen im Feindesland gewährt werden könne.“¹⁵

Dabei sollte allerdings nach einer Weisung aus der Medizinalabteilung des preußischen und bayerischen Kriegsministeriums auf die Sprachführung geachtet werden:

„Eine Sanitätsdienststelle hatte bei einer Gemeindebehörde wegen Bereithaltung einer größeren Zahl von Lagerstellen für ‚Verwundete‘ angefragt. Daraus waren beunruhigende Gerüchte

(Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914/1918 (Deutscher Kriegssanitätsbericht 1914/1918), Bd. 1, Berlin 1935, 178f. Vgl. auch Wilhelm Rosenbaum, Das Krankentransportwesen im Weltkriege, in: Wilhelm Hoffmann (Hg.), *Die deutschen Ärzte im Weltkriege. Ihre Leistungen und Erfahrungen*, Berlin 1920, 315–342. Bei Eckart, *Medizin und Krieg*, 123 wird diese Problemlage übersehen. Ähnlich katastrophale Verhältnisse im Verwundetentransport sind auch von der österreichisch-italienischen Front bekannt, ohne dass dort allerdings die Auswirkungen auf die Grenzregionen untersucht worden wären. Vgl. Daniela Claudia Angetter, *Dem Tod geweiht und doch gerettet. Die Sanitätsversorgung am Isonzo und in den Dolomiten 1915–18*, Frankfurt a.M. 1995, 113f., 126, 249 und Brigitte Biwald, *Von Helden und Krüppeln. Das österreichisch-ungarische Militärsanitätswesen im Ersten Weltkrieg*, 2 Teile, Wien 2002, T. 1, 141.

12 Andreas Greim, „50 Fahrten mit dem Lazarettzuge nach der Westfront“. Die Kriegserlebnisse und -erfahrungen der Darmstädter Sanitäter Alfred Ihne und Alexander Perlyn auf dem Vereinslazarettzug 03 „Großherzogin von Hessen“, in: Ute Schneider / Thomas Lande (Hgg.), *Kriegsalltage. Darmstadt und die Technische Hochschule im Ersten Weltkrieg*, Darmstadt 2002, 311–356, hier 352f. Die hier zu lesenden Beschreibungen des Arbeitsalltages in einem Lazarettzug kontrastieren in bemerkenswerter Weise mit der Propagandaschrift Bernbeck, o.V., *Der Lazarettzug 03 „Großherzogin von Hessen“*, Darmstadt 1915.

13 Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums (Bearb.), *Sanitätsbericht*, Bd. 1, 264.

14 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 13782, Bayerisches Kriegsministerium an Medizinalabteilung Berlin, 3. Oktober 1914 und MKr Nr. 10486, Kriegsministerium, Medizinalabteilung an Kommandeur Stellv. Intendantur der Armee Korps, 19. Oktober 1914.

15 Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums (Bearb.), *Sanitätsbericht*, Bd. 1, 182, Bd. 2, 56, 273, 363.

und sonstige Unannehmlichkeiten entstanden. Allen Sanitätsdienststellen wird größte Vorsicht insbesondere mit Zivilverwaltungsbehörden, Gemeinden usw. zur strengen Pflicht gemacht. Es genügt durchaus von Krankenlagerstellen zu sprechen.“¹⁶

Die schließlich im Grenzgebiet erreichte Zahl an „Lagerstellern“ war hoch. Die Pfalz hatte die mit Abstand höchste Quote an Lazarettbetten in ganz Bayern¹⁷. Gernersheim, dessen Festungslazarett schon im März 1914 eine Kapazität von 3.800 Lagerstellen für Kranke und Verwundete hatte, bekam bald den Ruf einer Verwundetenfestung, so viele hofften hier auf medizinische Hilfe.¹⁸ In Mainz hatte die Festungsverwaltung auf die städtischen Medizinaleinrichtungen, auch auf das ganz neue Krankenhaus, die Hand gelegt und einen Großteil der Bettenkapazität reserviert¹⁹, vor allem aber waren bis auf drei Ausnahmen alle Volksschulhäuser von der Festungsverwaltung als Hilfslazarette requiriert worden. Von den 242 Schulsälen, die es insgesamt in Mainz gab, dienten 143 Lazarettzwecken. 1918 gab es nicht einmal für wichtige militärische Nutzungen Raum mehr, weil jeder nur irgendwie brauchbare Raum als Hilfslazarett genutzt werden musste. Die Stadtverwaltung fragte bei anderen Städten an, wie viel öffentlicher Raum dort für Lazarettzwecke requiriert worden sei, in Darmstadt, in Wiesbaden oder Frankfurt, sogar in der Festungsstadt Köln – nirgendwo war so viel Raum für die Pflege der Verwundeten vereinnahmt worden wie hier.²⁰ Und das war, je nachdem, wie sich das Kampfgeschehen entwickelte, auch nötig. Listet man allein die im *Mainzer Tagblatt* ohne Anspruch auf Vollständigkeit im Zeitraum vom 24. August bis 4. September 1914 angegebenen Zahlen der Verwundeten auf, die in Mainz in stationäre Behandlung übernommen oder für einen Weitertransport versorgt werden mussten, so ergibt sich folgendes Bild:

- 16 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 10486, Kriegsministerium, Medizinalabteilung an div. militärische Dienststellen, 15. August 1914.
- 17 Thalmann, *Die Pfalz*, 254. Vgl. auch den Bericht der Regierung der Pfalz, Kammer des Inneren, in: Landesarchiv (LA) Speyer, H 3, 12294.
- 18 Probst, *Die Garnison*, 360. Zur Kapazität vgl. BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 10529, Intendantur des II. Armeekorps an bayerisches Kriegsministerium, 11. März 1914.
- 19 Franz Dumont, *Mainz. Die Geschichte der Stadt*, Mainz 1998, 797.
- 20 Stadtarchiv (StA) Mainz 70/4800, Exzerpt aus einem Schreiben des Großherzoglichen Territorialkommandos an das Mainzer Festungsgouvernement, o.J. [vermutlich 1915]. Nach einem Schreiben des Gouvernements an das Territorialkommando, 15. September 1915 ebd. hielt die Mainzer Festungskommandantur regelmäßig 6.304 Lagerstellen vor. Vgl. auch StA Mainz 70/880, Territorialkommando bei der Festung Mainz an Oberbürgermeister Mainz, 11. März 1918.

Verwundetenversorgung in Mainz 25. August bis 4. September 1914 (Vorbereitung für Weitertransport oder stationäre Aufnahme)²¹

25. August	250 Verwundete (Bahntransport)
27. August	00.00 Uhr: 40 Verwundete; 03.20 Uhr: 90 Verwundete; 14.08 Uhr: 250 Verwundete; 15.24 Uhr: 152 Verwundete (Bahntransport)
31. August	150 deutsche und 18 französische Verwundete (Lazarett-schiff)
01. September	156 deutsche und 32 französische Verwundete (Lazarett-schiff)
02. September	132 deutsche Verwundete (Lazarett-schiff)
03. September	180 deutsche Verwundete (Lazarett-schiff)
04. September	2.30 Uhr: 321 deutsche Verwundete, 108 französische Verwundete (Bahntransport); 140 deutsche und französische Verwundete (Lazarett-schiff)

D.s. insgesamt: 2019 versorgte Verwundete an sieben Tagen.

Für den Zeitraum vom 2. bis 4. September berichtete das *Mainzer Tagblatt* zudem von insgesamt 1.700 Verwundeten, die direkt auf dem Bahnhof wohl für den Weitertransport gepflegt worden seien. Das Mainzer Rote Kreuz verkündete am 7. September, dass man sich auf täglich 600 bis 900 Verpflegungsrationen eingerichtet habe, die täglich am Bahnhof für verwundete Soldaten zu verabreichen seien.

Vor diesem Hintergrund ist es kaum verwunderlich, dass selbst in der kleinen rheinhessischen Kreisstadt Alzey 200 Lazarettbetten eingerichtet wurden und man dort schon am 12. August 1914 die ersten Verwundeten erwartete.²²

Es scheint so, als hätte sich ab Jahresende 1914 durch die Einsetzung von „Sanitätstransportkommissaren“, die für die Aufteilung der Verwundeten auf die Lazarette des Heimatgebietes zuständig wurden, und durch den einsetzenden Stellungskrieg, der einen geordneteren Transport ermöglichte, die Lage der Verwundeten etwas gebessert²³, wenn auch später immer wieder in den Unterlagen über Verwundete geklagt wird, die sich wegen mangelnder Fürsorge alleine auf den Weg

21 Zahlen gem. einer Broschüre in der Stadtbibliothek Mainz, Best. Nr. 42/788, „Aus großer Zeit. Eine Chronik von Tag zu Tag seit Ausbruch des Krieges 1914. Zusammengestellt aus dem ‚Mainzer Tagblatt‘“, H. 2, 64, H. 3, 71, 91, H. 4, 98.

22 Bumann, *Kriegstagebuch*, 26.

23 Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums (Bearb.), *Sanitätsbericht*, Bd. 1, 179f. Sanitätstransportkommissare waren z. B. zeitweilig in Trier, Dillingen, Landau, Gerolstein und in einer Zweigstelle Hillesheim (Eifel) tätig.

machten und manch einen Zivilisten in der Heimat in ihrem jämmerlichen Zustand erschreckten.²⁴

Für das frontnahe Heimatgebiet ergab sich, je länger der Krieg dauerte und je elender die Situation der Soldaten in den Schützengräben des westlichen Kriegsschauplatzes wurde, dann aber bald noch eine weitere Problematik: Es musste Sorge dafür getragen werden, dass die Verwundeten nicht hochansteckende Krankheiten und Ungeziefer mitbrachten, die zu Epidemien in der Heimat hätten führen können. Deshalb erhielten die Sanitätstransportkommissare den Auftrag, an der Grenze die Verwundetenzüge anzuhalten und nicht nur für die fachgerechte Lagerung und Versorgung der Verwundeten zu sorgen, sondern auch Maßnahmen der Seuchenbekämpfung, vor allem Desinfektionen, durchzuführen. Eine solche Kontrollstelle gab es z. B. in Trier, später auch in Gerolstein und in Landau.²⁵

Gegen Ende des Krieges schließlich verschlimmerten sich die Zustände erneut, da es mittlerweile wegen der hohen Verluste im Sanitätsdienst ohnehin an Personal fehlte. Der Chef des Feldsanitätswesens im Großen Hauptquartier berichtete ganz ungeschminkt der Medizinalabteilung im bayerischen Kriegsministerium am 2. Mai 1918, die vielen Großkampftage hätten das Sanitätswesen total überfordert:

„Der grosse Mangel an Ärzten erschwert ganz ausserordentlich die Versorgung der Verwundeten, zumal wenn diese an einzelnen Stellen in gedrängten Haufen von Tausenden und Abertausenden zuströmen.“

„Wilde eigenmächtige Transporte“ waren nun wieder zu konstatieren.²⁶ Im Durchschnitt, so resümierte später der Sanitätsbericht über das deutsche Heer, wurden pro Monat 86.300 Kranke und Verwundet in das Heimatgebiet transportiert, knapp fünfzig Prozent aller Heilbehandlungen fanden nicht an der Front, sondern in der Heimat statt: Das frontnahe Heimatgebiet bekam dieses ganze Elend zuerst zu Gesicht und musste damit fertig werden, bevor es zumindest etwas geordneter ins Hinterland weitergehen konnte.²⁷

- 24 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 10486, Bericht vom Februar 1915, in dem u. a. von den nach wie vor „sehr ungünstigen Bedingungen beim Transport“ die Rede ist. Vgl. auch Bayerisches Kriegsministerium, Medizinalabteilung an Sanitätsämter der Bayerischen Korps, 19. August 1915, wo die Verschickung von Schwerverwundeten ohne Sanitätspersonal immer noch beklagt wird, weil dies „berechtigten Unwillen“ bei Reisenden im Heimatgebiet hervorrufe.
- 25 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv MKr Nr. 13837, Tätigkeitsbericht des Sanitätstransportkommissars Landau 1.–15.8.1917 sowie Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung Kriegsarchiv, Stellv. Generalkommando II. Armee Korps, Sanitätsamt Nr. 42.
- 26 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr. Nr. 10486, Chef des Feldsanitätswesens Großes Hauptquartier an Bayerisches Kriegsministerium, Medizinalabteilung, 2. Mai 1918.
- 27 Friedrich Ring, *Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland*, Berlin 1962, 243f.

C) Kriegsgefangene

Mit all diesen Verwundetentransporten kamen im Übrigen auch verletzte gegnerische Soldaten. Für betont national Denkende ein unerträglicher Übelstand, dass hilflose deutsche Verwundete einfach so neben hilflosen verletzten Franzosen lägen, die sich bei schlechter Versorgung auch noch gegenseitig helfen mussten – eine an sich schon bizarre Situation. Schlimmer als das war aber für das national aufgeladene Bürgertum ausweislich der Zeitungsberichterstattung wie auch der Überlieferung in den Unterlagen der Militärbehörden, dass und wie auch gesunde Kriegsgefangene im linksrheinischen Raum empfangen wurden.

Das deutsche Heer machte im Westen schon in den ersten Kriegstagen eine unerwartet hohe Zahl an Kriegsgefangenen. Bis zum Mai 1915 waren es alleine rund 260.000 französische Militärangehörige, die so schnell wie möglich von der Front wegtransportiert werden mussten.²⁸ Wo diese große Zahl an Gefangenen untergebracht werden sollte, war anfänglich völlig unklar. Zunächst behalf man sich damit, die Gefangenen in Garnisonsstädte oder auf Truppenübungsplätze zu bringen, wo sie leichter bewacht werden konnten.²⁹ Eine angemessene Behandlung der Gefangenen, auch die Berücksichtigung religiöser Gebräuche bei der Verpflegung wurde von Anfang an befohlen.³⁰ Ende September 1914 legte der Generalquartiermeister West eine gleichmäßige Verteilung der Kriegsgefangenen über das ganze Reich fest „unter Schonung der Grenzgebiete und Sicherung des weiteren Abschubes aus der Front.“³¹ In der Folgezeit etablierte sich dann ein strukturiertes Lager-system, das von den Kriegsgefangenen sehr unterschiedlich erfahren wurde und französischen Forschungen zufolge auch einen regional sehr unterschiedlichen

28 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 1765, Denkschrift „Frankreichs innere Lage im Mai 1915“. Die hier genannten Zahlen stimmen in etwa mit denen bei Wilhelm Doe-gen, *Kriegsgefangene Völker*, Bd. 1, Berlin 1921, 28 überein. Hier werden für das Stichdatum 10. März 1915 230.503 französische Mannschaftssoldaten und 3.748 Offiziere genannt. Hinzu kamen 643 belgische Offiziere und 39.465 belgische Mannschaftsdienstgrade.

29 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 1630 div. Schriftwechsel und ebd. MKr, Nr. 1631, Kriegsministerium Unterkunftsdepartement Berlin an Kriegsministerien der Länder, 11. September 1914. Vgl. zu den unerwartet hohen Zahlen an Kriegsgefangenen und dem organisatorischen Chaos bei ihrer Unterbringung etwa Jochen Oltmer, Unentbehrliche Arbeitskräfte. Kriegsgefangene in Deutschland 1914–1918, in: Ders. (Hg.), *Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs*, Paderborn [u. a.] 2006, 67–96, hier 74.

30 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr Nr. 1630, Kriegsministerium an Stellvertretende Generalkommandos der Armeekorps, 9. September 1914 und Kriegsministerium an Generalkommandos u.a. Dienststellen, 14. September 1914.

31 BayHSTA München, Abteilung Kriegsarchiv, MKr. Nr. 1632, Generalquartiermeister West an Bayerisches Kriegsministerium, 30. September 1914. Von „Leitpunkten“ aus wollte das Preußische Kriegsministerium die Verteilung der Gefangenen regeln.

Standard aufwies.³² Seuchen und – je deutlicher sich die britische Seeblockade bemerkbar machte – auch Hunger wurden für viele zu einer lebensbedrohlichen Alltagserfahrung.³³

Die Quellen deuten allerdings darauf hin, dass die Situation im linksrheinischen Deutschland differenzierter zu beurteilen ist. Selbst bei kritischer Wertung der amtlichen Quellenüberlieferung und der Zeitungsberichterstattung erscheint es bemerkenswert, dass beim Eintreffen der ersten Kriegsgefangenentransporte in diesem Raum sich eine verbreitete positive Reaktion der Bevölkerung insbesondere auf die französischen Kriegsgefangenen zeigte. In Kaiserslautern kam es am 12. August 1914 z. B. geradezu zu einem echten Skandal, der von der Presse auch begierig hochgespielt wurde, weil Rot-Kreuz-Schwesterinnen den französischen Gefangenen so viele Erfrischungen, Nahrungsmittel und Bekleidung reichten, dass besonders national Gesinnte dies für völlig übertrieben hielten und sich über dieses angeblich unpatriotische Verhalten öffentlich entrüsteten.³⁴

„Absolut unangebracht [...] ist es, ihnen eine Knackwurst um die andere zu reichen und Zigarren und Zigaretten in Mengen zuzustecken. So ist die Sache dann doch nicht, daß die gefangenen Herren Franzosen eine Vergnügungsfahrt durch Deutschland machen und sich womöglich hinterher über die deutsche Gutmütigkeit ins Fäustchen lachen“,

schimpfte ein Leser in der *Pfälzischen Presse* am 14. August 1914.³⁵ Auch aus anderen Gegenden Deutschlands, wie etwa Württemberg, sind solche Szenen überliefert,³⁶ sie stellen allerdings einen deutlichen Kontrast zu den von französischen Gefangenen berichteten Anfeindungen durch die Bevölkerung in Nord- und Mitteldeutschland dar.³⁷ Diese Hilfsbereitschaft im Linksrheinischen dauerte an und verstärkte sich gar noch, als man bald dazu überging, die Kriegsgefangenen in Landwirtschaft und Industrie einzusetzen, um die Ernährung der deutschen Bevölkerung und die Kriegsproduktion sicherzustellen. Mehrfach sind Belege in den Quellen zu finden, die zeigen, dass die Menschen im linksrheinischen Gebiet den Gefangenen trotz Androhung von Strafe keineswegs abweisend gegenüberstanden. Russische Kriegsgefangene in der Festung Germersheim etwa erbauten dem Festungskommandanten gegen Kriegsende ein kleines Denkmal zum Dank für die gute

32 Odon Abbal, *Soldats oubliés. Les prisonniers de guerre français*, Esparon 2001, 39–43, Uta Hinz, *Gefangen im großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921*, Essen 2006, 356.

33 Abbal, *Soldats oubliés*, 43. Zu den auch im linksrheinischen Deutschland wütenden Seuchen unter den Gefangenen vgl. etwa Martin Krauß / Walter Rummel (Hgg.), *„Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924)*, Ubstadt-Weiher 2014, 110–115 sowie Gerold Bönnen, Worms 1914 bis 1918. Annäherungen an einen vergessenen Krieg, in: Bönnen, *„Eine furchtbar ernste Zeit ...“*, 12–132, hier 100–105.

34 LA Speyer, H 1, 1702.

35 Ebd. *Pfälzische Presse*, 14. August 1914.

36 Hinz, *Gefangen im großen Krieg*, 192.

37 Vgl. Jean-Claude Auriol, *Les Barbelés des Bannis. La tragédie des prisonniers de guerre français en Allemagne pendant la Grande Guerre*, Paris 2002, 48, 289.

Behandlung.³⁸ Auch für andere Regionen der Pfalz oder auch für Bad Kreuznach sind eine gute Behandlung und nicht unerhebliche Schenkungen an die Gefangenen durch die Arbeitgeber vor allem aus der Landwirtschaft belegt.³⁹ Die Regierung der Pfalz reagierte darauf mit einer klaren Drohung: Höre diese freundliche Unterstützung besonders der gefangenen Franzosen nicht auf, so ließ sie die Bürgermeister und Pfarrämter der Region am 4. Dezember 1915 wissen, dann würden eben nur noch russische Kriegsgefangene in der Pfalz stationiert werden.⁴⁰ Dies scheint nicht nur eine Drohung geblieben zu sein: Orientiert man sich an dem in der ansonsten apologetischen Nachkriegspublikation von Wilhelm Doegen über das deutsche Kriegsgefangenenwesen angeführten Zahlenmaterial, so spiegelt die hier veröffentlichte Statistik für den Oktober 1918 tatsächlich diese Tendenz: In den dort aufgeführten Kriegsgefangenenlagern Worms, Saarbrücken, Diedenhofen und Germersheim lag die Zahl der russischen Gefangenen am Kriegsende schließlich weit über der der französischen Gefangenen. Nur im pfälzischen Landau mit seiner langen französischen Festungstradition bestand ein überwiegend mit Franzosen belegtes Lager. Statistisch gesehen, waren die meisten französischen Kriegsgefangenen schließlich im Bereich des IV., in Mitteldeutschland beheimateten Armeekorps und beim VII. Armeekorps in Westfalen untergebracht. Die überwiegende Zahl der russischen Kriegsgefangenen (rund sechzig Prozent aller Kriegsgefangenen im Reich waren Angehörige der zaristischen Armee) blieb demgegenüber aber in Schlesien (VI. Armeekorps) und Westpreußen (XVII. Armeekorps) einquartiert.⁴¹

Ein weiterer, vielleicht noch gewichtiger Grund für den raschen Weitertransport der Franzosen und später die umgekehrte Stationierung von russischen Kriegsgefangenen hier dürfte der Sicherheitsaspekt gewesen sein:⁴² Die Flucht nach Frankreich war für einen Franzosen so grenznah vergleichsweise leicht, die Gefahr, dass er dabei militärisch relevante Beobachtungen mitnahm, groß. Nach einer bayerischen Statistik aus dem Jahre 1916 gelang doppelt so vielen Kriegsgefangenen in den zwei linksrheinischen bayerischen Kriegsgefangenenlagern die Flucht wie in den drei rechtsrheinischen.⁴³ Das lag letztlich daran, dass eine ausreichende und qualifizierte Bewachung beim dringend benötigten Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen nicht zu gewährleisten war. Rein statistisch ist insgesamt allerdings die Gefahr der Flucht von Kriegsgefangenen weit überschätzt worden: Glaubt man den

38 *Heimatbrief der Stadt Germersheim* 28/1988, S. 94f.

39 Thalmann, *Die Pfalz*, 274–283; Martin Senner, Die Russen in der Klappergasse. Ein Beitrag zur Geschichte Kreuznachs im Ersten Weltkrieg, in: *Landeskundliche Vierteljahrsblätter* 53/2007, 37–46 und 79–91.

40 LA Speyer, 436 Nr. 410.

41 Doegen, *Kriegsgefangene Völker*, 16–24.

42 StA Mainz 70/857 Kreisamt Mainz an Gewerbeinspektion Mainz, 17. Juli 1915. Der Brief ist etwas verklausuliert formuliert, diese Sicherheitsperspektive scheint jedenfalls gemeint zu sein.

43 LA Speyer, H 46/574.

bei Doegen veröffentlichten Zahlen, so flohen bis zum 10. Oktober 1918 wesentlich mehr Russen aus der Kriegsgefangenschaft als Franzosen.⁴⁴

Angesichts dieser Befunde kann für den linksrheinischen Raum konstatiert werden, dass die in der Forschung bisweilen beschriebene schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen durch die Deutschen⁴⁵ hier offenbar nicht die Regel war. Akten- wie Bildmaterial aus der Pfalz und Rheinhessen deutet, selbst wenn man in Rechnung stellt, dass manches Dokument auch der Propaganda dienen sollte⁴⁶, eher auf eine im Wesentlichen angemessene Behandlung der Gefangenen, die sich vor allem grundlegend unterscheidet von den Verhältnissen, wie sie dann im Zweiten Weltkrieg üblich wurden.⁴⁷ Ob dieses Verhalten menschlichem Mitleid gegenüber den Nachbarn von der anderen Seite der Grenze entsprang, die schon vor dem Krieg hier häufig präsent waren, ob es rein ökonomisch zu erklären ist, weil man hoffte, so eine höhere Arbeitsleistung zu erzielen oder aber ob es der Grenzlage geschuldet war, die angesichts einer unsicheren Zukunft eine angemessene Behandlung der Nachbarn angeraten erscheinen ließ, muss dabei offen bleiben.

D) Krieg aus der Luft

Die geographische Nähe zum westlichen Kriegsschauplatz bedingte es schließlich auch, dass man sich im linksrheinischen Raum bereits im Ersten Weltkrieg mit feindlichen Luftangriffen auseinandersetzen musste. Die technologischen Veränderungen in der Kriegführung beschleunigten sich in diesem Krieg rasant, wollte doch jeder jeden sich bietenden technologischen Vorteil nutzen, um den Krieg zu gewinnen. So nahm auch die Entwicklung der Luftwaffe einen enormen Aufschwung. Die Leistungsfähigkeit der ersten Bombenflugzeuge war jedoch noch nicht sonder-

44 Doegen, *Kriegsgefangene Völker*, 28 beziffert 4.973 erfolgreiche Fluchten von französischen Mannschaftsdienstgraden, aber 98.272 russische Flüchtlinge, die nicht wieder gefangen wurden.

45 Vgl. Auriol, *Les Barbelés des Bannis* oder Annette Becker, *Oubliés de la Grande Guerre. Humanitaire et Culture de Guerre 1914–1918*, Paris 1998, 93ff., 113f.; Heather Jones, *Violence against Prisoners of War in the First World War. Britain, France and Germany, 1914–1920*, Cambridge 2011; Georg Wurzer, *Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2005, z. B. 528f. Allerdings konstatiert auch Wurzer eine wesentlich höhere Sterblichkeitsrate von deutschen Kriegsgefangenen in russischem Gewahrsam als von russischen Kriegsgefangenen in deutschem Gewahrsam. Eine abwägende Beurteilung der Kriegsgefangenenbehandlung in Deutschland bietet Hinz, *Gefangen im großen Krieg*, 201–203.

46 Vgl. dazu etwa Brigitte Hamann, *Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten*, München 2009, 155–157.

47 Vgl. z. B. die Berichte über die Gefangenenlager in Mainz, Koblenz und Germersheim in BA Berlin, R 901/84377, R 901/84351 und R 901/54298, StA Mainz BPSP 02990.1C – 02990.Sc. über kulturelle Veranstaltungen, die im Offizierslager Mainz abgehalten wurden. Ebenso für die Pfalz Thalmann, *Die Pfalz*, 274–283.

lich ausgereift, die Einsatzplanungen überstiegen meist die tatsächlichen Möglichkeiten. Und zudem verstand die militärische Führung in Frankreich die Luftwaffe noch mehr als eine Art verlängerten Arm der Artillerie, denn als strategische Waffe (wie die meisten britischen Generäle).⁴⁸ Daher waren es vor allem frontnahe Industrieanlagen und Verkehrsknotenpunkte im linksrheinischen Gebiet, die tatsächlich angegriffen wurden.⁴⁹ Trier gehörte mit zu den ersten Zielen im August 1914 und erlebte während des Krieges 145 Fliegeralarme mit 22 direkten Luftangriffen auf die Stadt.⁵⁰ Am 27. Mai 1915 wurde Ludwigshafen und die dortige Pulverfabrik Ziel von einem ersten Luftangriff mit 18 Flugzeugen, der zunächst noch wenig Schaden anrichtete, aber bereits 12 Menschenleben kostete und 25 weiteren teils schwere Verwundungen beibrachte.⁵¹ Gegen Ende des Krieges mehrten sich allerdings die Angriffe feindlicher Flugzeuge, forderten mehr Menschenleben und zerstörten Gebäude, auch in Mainz z. B. bei den beiden Angriffen am 9. Mai und 15. September 1918.⁵² Die militärische Bedeutung dieser Luftangriffe war noch gering, ihre psychologische Wirkung auf die Bevölkerung hingegen am Ende des Krieges sehr groß. Beim Auftauchen feindlicher Flugzeuge gerieten die Menschen vielfach geradezu in Panik.⁵³ Es musste aus dem Nichts ein Warnsystem aufgebaut werden, das sich zunächst äußerst primitiv ausnahm: Luftbeobachter auf Kirchtürmen und auf den Höhen des Pfälzer Waldes etwa, die über telefonische Schnellvermittlung Feindanflüge weitermeldeten – meist zu spät, um noch wirksame Vorsorge zu treffen. Gegen Nachtangriffe versuchte man sich mit Lichtattrappen auf den Feldern der Pfalz zu wehren, die die feindlichen Flugzeugführer irreleiteten und zum Abwurf ihrer Bomben auf freiem Felde verleiten sollten.⁵⁴ In Mainz glaubten Bürger wie Behörden, die Luftangriffe wären zu vermeiden, wenn nur gefangene französische Offiziere in Privatquartieren überall in der Stadt verteilt würden, so dass ein feindlicher Luftangriff auch sie treffen würde. Die militärische Führung wollte sich diesem Anliegen allerdings nicht so einfach beugen, stationierte aber in dem Offiziersgefangenenlager auf der Mainzer Zitadelle wieder mehr Gefangene der westlichen

48 Andrew Barros, Strategic Bombing and Restraint in ‚Total War‘, 1915–1918, in: *The Historical Journal* 52/2009, 413–431, hier 418–420.

49 Zur Entwicklung des Luftkrieges und den strategischen Planungen der Ententemächte vgl. zusammenfassend etwa Ralf Blank, *Strategischer Luftkrieg gegen Deutschland 1914–1918*, bes. 4, http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de/_Rainbow/documents/einzelne/Luftkrieg14_181.pdf, aufgerufen am 08.03.2016.

50 Adolf Weiler, Die Luftangriffe auf Trier und die lokale Flugabwehr 1914 bis 1918, in: Horst Schuh (Hg.), *Luftkrieg über Front und Heimat 1914/18. Flieger und Luftschiffer zwischen Westfront und Rhein*, Aachen 2014, 98–116, hier 98.

51 Thalmann, *Die Pfalz*, 263, Vgl. auch Krauß / Rummel (Hgg.), „Heimatfront“, 120–125.

52 Friedrich Schütz, Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg (1914–1945), in: Dumont, *Mainz*, 475–509, hier 478.

53 Vgl. Hans Stahl, *Meine Erlebnisse als Militärbranddirektor der Festung Mainz in den Jahren 1914–1918*, München 1933, 94–103.

54 StA Mainz 70/863, Thalmann, *Die Pfalz*, 264–272.

Ententemächte.⁵⁵ Es war sicher nur ein schwacher Trost, dass auf dem Gonsenheimer Flugfeld dann 1918 eine Staffel von Jagdflugzeugen stationiert wurde, die der Bedrohung Abhilfe schaffen sollte.⁵⁶ So bekamen die Menschen folglich hier schon im Ersten Weltkrieg einen Vorgeschmack von dem, was die Heimatfront im Zweiten Weltkrieg durch die massenhaften und dann viel präziseren Luftbombardements prägen sollte.⁵⁷

Fazit

Überblickt man die hier vorgestellten Beobachtungen, so lässt sich sicher sagen, dass durch die geographische Lage dieses Raumes und die daraus erwachsenden unmittelbaren militärischen Planungen im westlichen, linksrheinischen Grenzgebiet eine spezifische Erfahrungssituation entstanden ist. In der Mitte Deutschlands musste man sich nicht mit einem so umfänglichen Festungssystem auseinandersetzen und die Vorstellung, dass die Heimat direktes Kampfgebiet werden könnte, lag dort sicherlich völlig fern. Auch Luftangriffen, gleichsam Vorboten einer noch radikaleren Kriegführung, war man nicht ausgesetzt. Die Luftkriegsbedrohung rief in den grenznahen Gebieten sogar so etwas wie besondere *emotional communities* von Menschen aller Klassen hervor, die sich den Kriegseinwirkungen im Heimatgebiet ausgesetzt sahen.⁵⁸ Reizvoll wäre ein Vergleich der Situation mit anderen Grenzregionen etwa im Osten, für den bislang aber keine Vorarbeiten vorliegen.

Das Problem der Kriegsverwundeten und Kriegsgefangenen traf ganz Deutschland. Hier ist es die durch die geographische Lage bedingte Unmittelbarkeit der Konfrontation mit diesen zentralen Problemen und die Intensität der Erfahrung, die eine gewisse Besonderheit darstellt. Die häufig chaotische Rückführung von Verwundeten ins Heimatgebiet offenbarte an der Grenze noch den vollen Schrecken des Kriegserlebnisses. Oftmals erfuhren die Verwundeten im linksrheinischen Heimatgebiet überhaupt erstmals eine geordnete, halbwegs angemessene Versorgung ihrer Wunden. Deshalb massierten sich hier die Lagerstätten, waren durch umfangreiche Requisitionen viele öffentliche Gebäude zu Lazaretten umfunktioniert. Umgekehrt verhielt es sich mit den Kriegsgefangenen: diese wurden zunächst gerade aus dem Grenzgebiet herausbefördert ins Hinterland. Dabei spielte der Sicherheitsaspekt, also Bewachungsmöglichkeiten zur Verhinderung von Flucht, eine wichtige Rolle. Als der Arbeitskräftemangel einen Einsatz der Kriegsgefangenen in Industrie

55 StA Mainz 70/880 Div. Briefwechsel in der Angelegenheit.

56 Büllesbach / Hollich / Tautenhahn, *Bollwerk Mainz*, 164.

57 Vgl. Christian Geinitz, The first Air War against Noncombatants. Strategic Bombing of German Cities in World War I, in: Roger Chickering / Stig Förster (Hgg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*, Cambridge 2000, 207–225, hier 225.

58 Florian Schnürer, Dort übertriebene Besorgnis, hier ebensolche Sorglosigkeit. Zur Ambivalenz des Erlebnisses ‚Bombenkrieg‘ im Ersten Weltkrieg im Rhein-Main-Gebiet, in: *Nassauische Annalen* 125/2014, 349–393, hier 391.

und Landwirtschaft unabweisbar erforderte, gelangten auch ins Grenzgebiet wieder Kriegsgefangene. Dabei achtete man darauf, dass sich nicht gerade die Gefangenen des Kriegsgegners im Westen im Grenzgebiet aufhielten, sondern vornehmlich die des Ostens, also vor allem Russen. Dies war nicht zuletzt auch eine Folge der entgegenkommenden Behandlung gerade von Franzosen im westlichen Grenzraum.

Es ist davon auszugehen, dass solche spezifischen oder besonders intensiven Kriegserfahrungen Auswirkungen auf die politische Einstellung der Bevölkerung des Raumes gehabt haben. Trotz einer insgesamt schwierigen Überlieferungslage gibt es Hinweise darauf, dass hier schon früh die Kriegsbegeisterung einer pessimistischen Sicht auf den Kriegsausgang gewichen ist und sich bald erste Auflösungserscheinungen in der Kampf- und Einsatzbereitschaft der Bevölkerung gezeigt haben. Das Ende des Krieges scheint privaten Zeugnissen zufolge von Flucht ins rechtsrheinische deutsche Gebiet oder aber von einem steigenden Desinteresse an der nationalen Zuordnung des Raumes geprägt gewesen zu sein.⁵⁹ Und sicher kam es auch nicht von ungefähr, dass dieser Raum von einer nicht unerheblichen separatistischen Bewegung zu Beginn der 1920er Jahre geprägt wurde, in deren politischer Argumentation die Idee der Völkerversöhnung und die Vermeidung eines weiteren Krieges mit Frankreich eine wichtige Rolle spielte.⁶⁰

Prof. Dr. Michael Kißener, Mainz

59 Thalmann, *Die Pfalz*, 303–313; Michael Kißener, *Boehringer Ingelheim im Nationalsozialismus. Studien zur Geschichte eines mittelständischen chemisch-pharmazeutischen Unternehmens*, Stuttgart 2015, Kapitel „Ausgangslage und Vorgeschichte“.

60 Vgl. Martin Schlemmer, „Los von Berlin“. *Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg*, Köln [u. a.] 2007, 706–712.